

Beerdigung unter Bewachung

Luis Alberto: Ich wußte nicht, wo Neruda lag. Mir blieb nichts anderes übrig, als Homero Arce, seinen Sekretär, aufzusuchen. Er wohnte in San Miguel, achte Station, hinter der Llano Subercaseaux, in der Nähe einiger Dörfer, die von Soldaten verwüstet worden waren. Homero war nicht da. Ich sprach mit seiner Frau. Kaum hatte sie die Tür geöffnet und mich gesehen, als sie auch schon laut zu weinen begann. Sie erzählte, Homero sei bis zum Ende bei Pablo gewesen. Bereits im Delirium, habe er ein letztes Mal gesprochen: „Die töten sie, die bringen sie um.“ Arces Frau fügte hinzu: „Wie schrecklich, daß er sterben mußte, jetzt, wo wir ihn am meisten brauchen.“

Bello: Das Telefon weckte mich früh. „Hier Juan Gómez; Pablo ist tot. In zwanzig Minuten hole ich dich ab.“ Es war Gómez Millas, ehemaliger Rektor der Universidad de Chile.

Gegen acht kamen wir in der Klinik an. Man hatte den Körper in einen Winkel neben der Kapelle getragen. Der Sarg war noch nicht da. Der Körper lag auf einem Tisch, eingehüllt in ein weißes Schweißtuch, das nur das Gesicht freiließ. Nie zuvor hatte ich ein solches Lächeln bei einem Toten gesehen, einen Ausdruck, der solchen Frieden ausstrahlte. Er mußte tief in ihm wurzeln und war gleichsam die schönste Antwort auf die Brutalität ringsum.

Anwesend waren seine Frau Matilde, die weinte, seine Schwester Laurita, sein bester Freund, der Dichter Homero Arce, die Schriftstellerin Teresa Hamel, die Anwältin Graciela Alvarez. Ein Haufen Fotografen kam herbeigeeilt. Wie Raben umlagerten sie die sterblichen Reste des Dichters, um auch die geringste Einzelheit festzuhalten.

„Bitte, keine Fotos mehr“, sagte plötzlich Matilde.

Die Fotografen stellten sich taub. Nach einer Weile konnte ich nicht mehr an mich halten. „Señora Neruda hat gesagt, keine Fotos mehr. Verschwinden Sie!“ Unter den Fotografen waren auch Angehörige der faschistischen Polizei.

Weitere Freunde kamen, die Schriftsteller Juvencio Valle, Francisco Coloane und noch etwa zwanzig andere.

Der Sarg wurde gebracht. Man nahm das Tuch von Pablo. Er war in einen sportlichen Anzug gekleidet. Als man ihn in den Sarg legte, knöpfte ihm Coloane das Hemd zu, um die üppigen Hüften, die von seiner einstigen Korpulenz geblieben waren, zu verhüllen.

Aida: Pablo lag unten im Gang auf einer Bahre. Die Kiefer waren aufeinandergepreßt. Ich half ihn in den Sarg betten. Er wurde geschlossen, versiegelt und in die Kapelle gebracht.

Bello: Es war noch früh, als wir zu Nerudas Grundstück zogen. Ein kleiner Trauerzug. Wir erreichten das Haus in der Calle Márquez de la Plata, konnten aber nicht hinein. Die Treppe, die auf der Seite des Hügels San Cristóbal zum Haus führt, lag unter Wasser, Schlamm und Schutt. Hier konnten wir mit dem Sarg nicht hinauf. Die Leute der Junta hatten ganze Arbeit geleistet. Wir kehrten also um und gingen einen Häuserblock weiter, um den hinteren Eingang zu benutzen. Etwa vierzig Jugendliche erwarteten uns schon. Sie kamen uns entgegen, liefen neben dem Sarg her und riefen mit erhobenen Fäusten und rauher Stimme:

„Compañero Pablo Neruda...“

„Anwesend!“

„Compañero Pablo Neruda...“

„Anwesend!“

„Jetzt...“

„Und ewig!“

„Jetzt...“.

„Und ewig!“

Das waren die ersten Schreie in der vom Terror erzwungenen Stille.

Hinein konnten wir auch hier nicht. Sie hatten den Kanal am Fuße des Hügels umgeleitet und so einen breiten Strom geschaffen, der diesen Teil des Grundstücks unzugänglich machte. Zudem hatte es stark geregnet, so daß wir im Schlamm wateten. Dennoch setzten wir für einen Moment den Sarg ab. Was nun?

Jemand schlug vor, Pablo in den Schriftstellerverband zu bringen.

Matilde entgegnete: „Pablo wollte, daß man ihn in sein Haus überführe. Und genau dahin werden wir ihn bringen.“

Wir befanden uns in einer halb abgedeckten Baracke, in der Bretter; halbfertige Türen, Pfosten umherlagen - eine Tischlerei.

Also, bauen wir einen Steg! Ich griff als erster zu einem Brett, und alle anderen folgten meinem Beispiel. Nach etwa zehn Minuten war der Steg fertig. Wir trugen unsere kostbare Last hinüber und erklimmen dann den steilen Hang: Die Harmonie dieses faszinierenden Traumhauses, das Neruda hatte errichten lassen, war zerstört. Die Wege, die sich durch den abschüssigen kleinen Park schlängeln, waren kaum zu erkennen. Übersät mit Glassplittern, die unter unseren Schuhsohlen knirschten. Hier und da Aschehaufen und verbrannte Reste der von Pablo während eines ganzen Lebens zusammengetragenen wertvollen Sammlungen: Gemälde, Raritäten, Bücher, antiker Waffenschmuck, merkwürdige Fächer, Federn seltener orientalischer Vögel.

Aus den drei eigentümlichen Etagen des Hauses starrten uns an diesem kalten Frühlingstag die Höhlen der scheibenlosen Fenster entgegen. Vom Speisezimmer, einst von ursprünglichem und phantastischem Charakter, waren nur noch Teile übrig. Auf dem Fußboden Schmutz und verbrannte Gegenstände. An den Wänden ein Bild, schief und kreuzweise mit Messerstichen versehen. Oder Überreste exotischer Lampen - alles Dinge, die Pablo irgendwo in der Welt mühsam aufgespürt, erworben und dann hierhergebracht hatte.

Im Salon wollten einige Compañeros das zerbrochene Glas wegräumen und neue Scheiben einsetzen.

„Nein, Pablo hätte darum gebeten, alles so zu lassen, wie die Barbaren es zugerichtet haben.“

Hier stellten wir den Sarg ab. Matilde hatte einen Strauß roter Nelken daraufgelegt. Dann wurde der erste Kranz gebracht und an den Sarg gelehnt; eine riesige kunstvolle blaugelbe Seidenschleife trug die Inschrift: „Dem großen Dichter und Nobelpreisträger Pablo Neruda, König Gustav Adolf von Schweden.“

Aida: Sein Zustand machte einen sofortigen Eingriff notwendig. Infolge des Ärztestreiks, einem Bestandteil des Putsches, war es nicht möglich, ihn, wie in Valparaíso, mit Kobalt zu bestrahlen. Dort war er regelmäßig gewesen, seine Krebsgeschwulst hatte dadurch unter Kontrolle gehalten werden können.

„Ich habe die Wahl“, sagte er zu mir, „Mondgesicht oder Tod.“

Mit seinem unverwüstlichen Humor bezog er sich dabei auf die vom Cortison hervorgerufene Aufgeschwemmtheit.

In der letzten Zeit besuchten mein Mann und ich ihn fast jeden Abend in Isla Negra. Er verließ kaum noch das Bett. Scherzhaft sagte er zu uns, er sei besser informiert als wir. In seinem unfreiwilligen Gefängnis hatte er Fernsehen und Radio, las Zeitungen aus aller Welt. Er ahnte das Unheil. Damals schrieb er in einer Botschaft an die Jugend der Welt, Chile sei „ein stilles Vietnam“. Gegen Mitternacht kehrten wir gewöhnlich nach Santiago zurück.

Loyola: Eine Woche nach dem Militärputsch, am Dienstag, dem 18. September, dem Tag der politischen Unabhängigkeit Chiles, erlitt Pablo eine Krise. Es war zuviel für ihn gewesen. Seit der Nachricht von der Bombardierung der Moneda und vom heldenhaften Tod seines Freundes Salvador Allende lag alles in tragischer Klarheit vor ihm.

Das ungeheure Ausmaß des Geschehens bekam Neruda zu spüren, als vor dem Portal seines Hauses in Isla Negra drei, vier Busse mit schwerbewaffneten Soldaten auffuhren. Gleich danach wimmelte es von Männern, die unter den Ankeren, im Innern der alten Lokomobile, zwischen den Rimbaud-Prachtausgaben, unter dem Bett nach Maschinengewehren und nach Panzerfäusten suchten, während er oder Matilde ein ziemlich rücksichtsloses Verhör über sich ergehen lassen mußten.

Obwohl Neruda um seinen bedenklichen Zustand wußte, war er fest entschlossen, noch einige Jahre zu leben, mindestens aber bis eine Woche nach dem 12. Juli 1974. Sein siebzigster Geburtstag sollte in gewisser Weise ein Beitrag zum Sieg des Chile sein, an das er glaubte und auf das, wie er wußte, die Völker Lateinamerikas ihre Hoffnung setzten.

Aida: Einige Tage nach dem 11. fuhr ein Bus mit Soldaten in Isla Negra vor. Sie trugen Helme. Das Kommando hatte ein ebenfalls behelmter Offizier. Matilde hat mir das erzählt. Sie wollten das Haus durchsuchen und brüllten das übliche: „Keiner rührt sich vom Fleck!“ – „Alles raus!“

Alle traten hinaus. Pablo lag oben im Bett, und dort blieb er auch.

Von diesem Bett aus, das unter zwei großen Eckfenstern stand, konnte er den ganzen Garten übersehen. Es muß am Abend gewesen sein, denn bald zündeten die Soldaten Laternen an, um die sorgfältige Durchsuchung fortsetzen zu können: Zentimeter um Zentimeter, Pflanzen, Sträucher, Bäume, den Steingarten, die Bibliothek. Pablo verfolgte alles vom Fenster aus, und das war, so Matilde, besonders grausam für ihn: der Angriff auf sein Haus, die Soldaten, die von allen Seiten eindringen - Vision nackter Brutalität.

Der Offizier fragte nach Pablo. Man gab ihm Auskunft, und er schlich, die Waffe in der Hand, nach oben. Dann geschah etwas Seltsames. Der Offizier betrat das Haus, ging durch das Speisezimmer und stieg eine jener schmalen kleinen Treppen hinauf, die für Pablos Häuser typisch sind und die er nach eigenen Entwürfen bauen ließ. Er öffnete die Tür und stand unvermittelt vor Pablo. Anscheinend war er noch jung. Als er den Dichter so plötzlich sah, so aus nächster Nähe, schrak er zusammen. Er riß sich den Helm herunter, so wie man den Hut zieht, sagte: „Señor Neruda, verzeihen Sie“ und verschwand. Er stieg dieselbe kleine Treppe hinunter, gab einige Befehle und zog sich mit seinen Leuten zurück. Sie zerbrachen nichts, nahmen nichts mit. Für den Offizier war es zuviel gewesen. Pablo blieb, verwirrt von diesem Besuch, zurück.

Am nächsten Tag brachte Matilde ihn in einem Krankenwagen, den sie von der Santa-María-Klinik hatte kommen lassen, nach Santiago. Immer wieder mußten sie anhalten, wurden durchsucht, aufgehalten. Pablo ging es sehr schlecht.

Das Haus in Isla Negra wurde übrigens nicht geplündert. Geplündert und auch zerstört, und zwar von Marinesoldaten, wurde ein Haus Pablos in Valparaíso, das Kunstsammlungen und -raritäten beherbergte. Chascona, dem Wohnsitz in Santiago, wo Pablo lebte, schrieb und Sammlungen aufbewahrte, widerfuhr das gleiche Schicksal.

Loyola: Es war nicht leicht, Neruda nach Santiago zu bringen. In einem Interview in Buenos Aires berichtete Matilde Urrutia folgendes: „Am 13. wurde sein Arzt in Valparaíso festgenommen, so daß er nicht kommen konnte. Darum setzte ich mich mit Vargas Salazar in Santiago in Verbindung, und er verordnete die Antibiotika, die wir bereits hatten. Doch das Fieber sank nicht. Am 18. kamen einige Freunde und erzählten, was sich in Santiago zutrug. In der Nacht ging es Pablo sehr schlecht. Um ihn nach Santiago zu bringen, bestellte ich anderntags einen Krankenwagen, nur unter Schwierigkeiten konnte dieser unsere Insel erreichen. Als wir uns auf dem Weg nach Santiago der Stelle näherten, wo

das Wegegeld gezahlt wird, sahen wir, daß man die Leute durchsuchte.

Ich sagte: „Das ist Pablo Neruda, es geht ihm sehr schlecht.“ Sie taten, als hätten sie mich nicht gehört. Ich mußte aussteigen und wurde durchsucht, und das schmerzte Pablo sehr. Noch nie hatte ich Pablo weinen sehen, doch in diesem Augenblick sah ich, daß ihm Tränen übers Gesicht liefen. Als ich mich wieder neben ihn setzte, sagte er: ‚Trockne mir die Augen, Patoja.‘ Ich trocknete ihm die Augen und sagte zu ihm: ‚Ach, Pablito, wir wollen das doch nicht tragisch nehmen. Die machen das mit allen Autos. Eine Bagatelle.‘ Ich versuchte, dem keine Bedeutung beizumessen, doch innerlich weinte ich heftiger als er. Wir kamen in der Klinik an, und es ging ihm ziemlich schlecht. Ich dachte, es sei das Fieber, aber Pablo war gebrochen. In jenem Augenblick war er, der übermenschliche Kraft besaß, zerbrochen.“ Angesichts der Schwierigkeiten bei der ärztlichen Betreuung und der Zerstörung seines Hauses in Santiago nahm Neruda eine offizielle Einladung der mexikanischen Regierung nach Mexiko an. Matilde fuhr nach Isla Negra, um in ein paar Koffern das Notwendigste für die Reise zu verstauen. Pablo diktierte am 21. Homero einige Seiten seiner Memoiren sowie einige Gedichte, bis jetzt noch unveröffentlichte Gedichte der Empörung und Hoffnung.

Bello: Die Sperrstunde hielt uns zu Hause fest. Das Radio lief ständig, für den Fall, daß man etwas über Pablos Zustand mitteilte. Gegen Mitternacht sagte der Sprecher: „Der Dichter Pablo Neruda liegt im Sterben, es ist zu befürchten, daß er die Nacht nicht überlebt. Besuche in der Santa-María-Klinik sind streng untersagt.“

Ich überlegte, wie ich an die Klinik herankommen und ihn ein letztes Mal sehen könnte. Weit war sie nicht. Von der Militärschule, etwa hundert Meter von mir, ertönten Maschinengewehrsalven. Wenn ich hinausgehe, legen sie mich um, dachte ich. Und ging nicht. Ich rief mir Episoden meiner langjährigen Freundschaft mit Pablo in Erinnerung. Überall im Haus hörte ich seine Stimme. Es waren Stunden ohnmächtiger Wut, da ich nichts für ihn tun konnte.

Luis Alberto: Betrat man in diesen Tagen eine Zeitungsredaktion, fand man Telegramme über Telegramme aus aller Welt, die Betroffenheit über den Tod Pablos zum Ausdruck brachten. Ein winziger Teil davon floß in die Zeitungsnotizen. Ein Schreiben aus Paris sprach von dem „tiefen und aufrichtigen Schmerz“, den die Nachricht in Georges Pompidou, dem Präsidenten Frankreichs, ausgelöst hatte, Paris war die letzte Station in Nerudas diplomatischem Dienst gewesen. Ein anderes Telegramm kam von dem Botschafter Pierre de Menthon; er sprach von seiner überstürzten Rückkehr nach Chile, um Pablo auf dem Totenbett die höchste Auszeichnung der französischen Regierung zu überbringen. Es gab unzählige Beileidsschreiben, so von Vargas Llosa aus Spanien, von Jewtuschenko und anderen sowjetischen Menschen, von Torres Bodet, Silone, García Márquez, Morais. Einen zugleich schönen und traurigen Satz des brasilianischen Romanciers Jorge Amado, eines engen Freundes von Pablo, habe ich noch im Gedächtnis: „Ohne ihn ist die Welt arm.“ Und einige bewegende Worte von René Matheu, dem Generalsekretär der UNESCO; er gab seiner Bewunderung für den Dichter Ausdruck in einer Feierstunde, in der alle Delegierten dieser UNO-Organisation das Wort ergriffen. Matheu erzählte, er habe im letzten Augenblick, als schon keine Hoffnung mehr bestand, in der Klinik angerufen. Man habe ihm mitgeteilt, daß Neruda das Bett nicht mehr verlassen könne, aber verbissen arbeite, als fürchte er, sein Werk nicht beenden zu können.

Die Telegramme kündeten von dem Widerhall in der ausländischen Presse. Überall in der Welt erschienen Leitartikel, die die Trauer zum Ausdruck brachten. *La Razón* in Buenos Aires überschrieb einen ausführlichen Bericht über Neruda: „Die spanischsprachigen Menschen beweinen ihren bedeutendsten Dichter der Gegenwart“. Alle Kommentare brachten den Tod Pablos mit dem tragischen Schicksal Chiles in Verbindung. Und ebenfalls alle hoben eine Besonderheit Nerudas hervor: seine tiefe Menschlichkeit, seine bewundernswerte Güte, die aus seinem gesamten Werk spricht.

Aida: Ich mußte für meinen Mann ein Versteck ausfindig machen. Aber am Sonnabend (dem 22. September) ging ich in die Klinik. Matilde war nicht da. Sie war nach Isla Negra gefahren, um Koffer zu packen. Der Botschafter Mexikos hatte ein Flugzeug bereitstellen lassen, und dieses konnte jeden Augenblick eintreffen, um sie nach Mexiko zu holen.

Anwesend waren Homero Arce, Laurita Reyes und Delia Vergara, eine Freundin. Laurita ließ mich sofort eintreten. Es gab zwei Zimmer, in einem stand Pablos Bett, im anderen saß Homero an der Schreibmaschine.

„Wie geht es dir, Pablito?“ fragte ich ihn.

Es war nur zu klar.

„Ich habe schreckliche Schmerzen“, antwortete er. „Von Kopf bis Fuß tut mir alles weh. Ich weiß nicht, wie ich liegen soll.“

Er beklagte sich, daß Matilde nicht da war, sie konnte ihm Linderung verschaffen, indem sie auf eine besondere Art seine Füße zurechtlegte.

Er hatte Atembeschwerden. Trotz alledem hatte er sich in der Gewalt und korrigierte einige zuletzt geschriebene Dinge. Homero hatte ihm ein paar große Seiten gereicht, einen Text, in dem von Zentauren und Generälen die Rede war.

Er korrigierte alle Manuskripte. Er ließ sich nicht unterkriegen. Nebenbei las er einen Roman, den man auseinandergenommen hatte und ihm nach und nach gab, um das Gewicht zu verringern. Ich glaube, es war etwas Französisches.

Er klagte über Schmerzen, ständige, unerträgliche Schmerzen. Dann fügte er hinzu: „Am Montag fliege ich nach Mexiko, dort wird es mir besser gehen.“ Über den Tod dachte er nicht nach. Er ging davon, ganz allmählich. Er wollte nicht sterben; wollte ärztliche Betreuung, wollte geheilt, in Mexiko gesund werden.

Wir hatten einiges geplant, und er brachte das Gespräch darauf.

„Ich werde nichts vergessen“, sagte er. „Alles werde ich tun. Von Mexiko aus antworte ich.“

Pablo trug sich mit einer großartigen Idee: eine Stiftung, die Stiftung Punta de Tralca. Nach dem Tode Matildes sollte das aus seinen Autorenrechten fließende Geld dafür bestimmt sein. Es handelte sich um das Projekt eines großen Hauses, in dem Dichter aus Chile und aus der ganzen Welt Gelegenheit haben würden, sich zu erholen, um zu schreiben und zu lesen. Mit den Architekten hatte er schon gesprochen. Er wollte diesem Haus alle Lyrikbände schenken, die er gesammelt hatte, einmalige Dinge, Erstausgaben, seltene Ausgaben, vieles aus Frankreich, viele Bände Rimbaud. („Wer Rimbaud nicht gelesen hat“, sagte er, „weiß nicht, was Poesie ist.“)

Dieses Projekt war schon weit vorangeschritten. Er hatte ein Testament gemacht und es auch schon redigiert. Es brauchte nur noch ergänzt und juristisch beglaubigt zu werden.

„Über Wenceslav Roces werde ich von Mexiko aus Anweisungen geben“, sagte er zu mir.

Dennoch beschäftigte ihn etwas anderes noch mehr: das, was in Chile gerade geschah. Er bangte um Menschen. Mit mir sprach er beispielsweise über „Payita“, die Sekretärin Allendes.

„Sie irrt von Haus zu Haus. Sucht Hilfe.“ Er fragte mich nach meinem Mann.

„Er ist an einem sicheren Ort, Pablo.“

„Er soll auf sich achtgeben“, sagte er, „er soll auf sich achtgehen; die legen jeden um.“

Er sprach langsam, müde, mühsam atmend, dennoch schrieb und korrigierte er weiter.

„Gut, Pablito, wir sehen uns bald wieder. Überanstreng dich nicht. Wir sehen uns bald wieder.“

Natürlich wußte ich nicht, ob wir uns noch einmal wiedersehen würden. Ich ergriff seine linke Hand und küßte sie. Es war das letzte Mal; es war Mittag.

Luis Alberto: Nur unter Anstrengungen konnte der Sarg hinausgetragen werden. Die Menschen versanken im Schlamm, rutschten aus. Ich glaube, man hatte eine Schleuse geöffnet, damit das Wasser

des Kanals alles überschwemme.

Draußen stellten wir den Sarg in einen der üblichen Leichenwagen. Mit etwa dreißig Arbeitern aus der *Quimantú*-Druckerei ging ich unmittelbar dahinter. An diesem Morgen hatte man ihnen gekündigt, und sie hatten die Druckerei sofort verlassen, um an der Beerdigung teilzunehmen. Unter ihnen war auch der Vorsitzende der Gewerkschaft. Ich kannte sie alle. Sie berichteten mir, daß die Leute der Junta im Verlag *Quimantú* Millionen von Büchern verbrennen. Oder zerreißen, und auf diese Weise alles Material vernichten, das eine mühevoll verlegerische Arbeit, die ihresgleichen suchte, dazu bestimmt hatte, Buchhandlungen, Kioske und Fabriken zu füllen. Opfer der Flammen oder der Papiermühle wurde auch - druckfrisch noch - das jüngste lyrische Pamphlet von Pablo, der „Nixoncid“. Wir marschierten als kleiner, ungeordneter Trupp. Da wir damit rechnen mußten, aufgehalten zu werden, faßten wir einander unter. Der Trauerzug bewegte sich in Richtung Hauptfriedhof.

Loyola: Samstagabend (dem 22.) offenbarte Pablo gesprächsweise Matilde, wenn er wieder gesund sei, wolle er weitere Bücher schreiben. „Es sind noch zu wenige“, sagte er. „Es war schön, daß ich mit ihm allein bleiben konnte an dem Abend“, erzählte mir Matilde später. „Laurita war gegangen. Ich wollte nicht, daß eine Krankenpflegerin im Zimmer ist. Und er hatte den Wunsch, sich mit mir zu unterhalten. An diesem letzten Abend in seinem Leben war er ganz sanft zu mir. Ich bat ihn, ein wenig zu schlafen, er wisse ja, daß der Schlaf ihm Kraft geben würde. Wir haben viel Schlimmeres gemeinsam überstanden, sagte er zu mir. Er schlief ungefähr zwei Stunden, und als er erwachte, war er schon nicht mehr er selbst. Fieberhafte Erregung ergriff ihn, und er erkannte mich nicht. Er phantasierte. Sein Bewußtsein und sein Herz waren bei den verfolgten und gefolterten Freunden. Mitten in seiner unzusammenhängenden Rede schrie er einige Male: ‚Die erschießen sie! Die erschießen sie!‘ Dann ein neuerlicher Erstickungsanfall und wieder Fieberphantasien, bis er im Morgengrauen des Sonntags ins Koma fiel. ‚Es steht sehr ernst‘, sagte Vargas Salazar. ‚Er wird diese Krise kaum überstehen.‘ Pablo erkannte niemand mehr. Ich wollte an nichts denken und klammerte mich an die Hoffnung, daß seine Vitalität siegen würde. Sonntagmittag bat ich Manuel Araya, Pablos Chauffeur, einen ganz jungen Burschen, ein Medikament zu holen; die Stunden vergingen, und Manuel kam nicht zurück. Später erfuhr ich, daß er verhaftet und ins Stadion gebracht worden war. Nach dem Auto mußte ich lange suchen.“

Aida: Ich telefonierte mit Matilde. Pablo war soeben eingeschlafen. Das war Sonntag. Ich fragte sie, was wir tun sollten. „Der Schriftstellerverband hat mir seine Räume angeboten“, sagte sie. „Aber Pablo soll in seinem Haus aufgebahrt werden.“

Ich hatte einen anderen Vorschlag.

„Du weißt“, sagte ich zur ihr, „wie Chascona aussieht. Warum bringst du ihn nicht zu mir? Er hat sich hier immer wie zu Hause gefühlt.“

Ich erkannte, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welcher Entschlossenheit Matilde handelte.

„Meinst du nicht auch“, fragte sie mich, „daß sich Pablo um so großartiger ausnimmt, je schlimmer das Haus aussieht?“

In seinem geplünderten und zerstörten Haus war Pablo das Symbol der von der Junta entfesselten Brutalität.

Am Abend konnte ich mit einigen Medizinstudenten sprechen.

„Morgen wird Pablo ins Chascona gebracht. Ihr müßt dort ein bißchen aufräumen.“

Loyola: Der Tod trat am Sonntag, dem 23. September, 22.30 Uhr ein. Matilde, Laurita (Pablos Schwester) und die Schriftstellerin Teresa Hamel kleideten den Leichnam an und brachten ihn in die Kapelle der Klinik, genauer gesagt, in einen schmutzigen Gang, denn in der sogenannten Kapelle selbst stand ein riesiger, mit Blumen, Kerzen und Metallkandelabern überladener Sarg. Matilde war fest

entschlossen, sich von Pablo nicht zu trennen, aus Furcht, man könnte die Farce einer offiziellen Zeremonie inszenieren. Oder Schlimmeres. Sie verbrachte die Nacht auf dem düsteren Gang der Santa-María-Klinik. Und ich werde ihren Anblick nie vergessen: ich fand sie früh am Morgen nach Aufhebung der Sperrstunde der Schutzlosigkeit und Einsamkeit ausgeliefert.

Als die ausländischen Journalisten auftauchten, lag Neruda in einem Vorraum der Kapelle, einem nackten grauen Winkel, der eher einer Leichenhalle glich. Der Dichter schien auf der Bahre zu ruhen. Sein Ausdruck war heiter, fast lächelte er. Es dauerte ein paar Stunden, ehe der Sarg kam, und die ganze Zeit stand Matilde neben der Bahre, ohne ein Wort; erhaben in ihrem Schmerz, blickte sie in Pablos Gesicht. Nur hin und wieder eine Entgegnung auf die Frage eines Journalisten. Endlich kam der Sarg, metallfarben, stahlgrau, Matilde sagte: „Ich verstehe nichts von Beerdigungen. Teresa hat den Sarg besorgt. Ich habe sie nur gebeten, er möge nicht schwarz sein. Pablo haßte das Schwarz der Trauer.“

Aida: Am Montagmorgen, als wir zur Chascona kamen, waren die Jungen, Guillermo de la Parra, mein Sohn Alvaro und andere, schon dort; sie arbeiteten mit aufgekrempelten Ärmeln und bis über die Knie im Wasser stehend. Das Wasser stürzte wie ein Wasserfall über die Treppe auf die Straße. Im Speisezimmer stand es ungefähr einen halben Meter hoch.

Etwas weiter hinten waren die Jungen dabei, die Gegenstände beiseitezuräumen, mit denen man den Kanal gestaut hatte: Gegenstände aus dem Haus, Bilder, Stühle, ein Leierkasten - eine der Raritäten, die Pablo von irgendwoher mitgebracht hatte -, Rahmen, Truhen, Lampen. Unter all dem lag auch der seltsame, herrliche Holzfächer, den Pablo an besonderer Stelle aufbewahrte, neben Postkarten, kleinen Spiegeln und anderen Dingen.

Durch die Tür konnten wir mit dem Sarg nicht. Wir mußten über trockene Stellen balancieren, um das Grundstück herumgehen, durch eine mechanische Werkstatt, eine Garage oder dergleichen, und dann stolperten wir mit dem schwankenden, hoch erhobenen Sarg vorwärts, über die Pfade und Treppchen in Pablos Garten. Auf diese Weise gelangten wir in den ehemaligen Salon. Eine einzige Zerstörung. Die Gardinen mutwillig herunter-, die Telefonleitung herausgerissen. Der Fußboden übersät mit Glas. Das war von dem Haus der Wunder übriggeblieben.

Den ganzen Montag hielten wir uns dort auf. Leute kamen, Schreiben von Diplomaten, Kränze von Botschaftern, Blumen. Es war kalt. Der Wind konnte überall eindringen. Gute Freunde kamen, einige Schriftsteller, Künstler. Ich entdeckte den Sänger Patricio Manns und fragte ihn, warum er hier sei, nach dem, was mit Víctor Jara geschehen war.

Bello: Das Haus füllte sich mit Menschen. Plötzlich teilte jemand Matilde mit, Vertreter der Militärjunta warteten unten, sie wollten offiziell kondolieren. Auf die Gefahr hin, sich neuerlich Unannehmlichkeiten auszusetzen, ließ Matilde ihnen ausrichten, sie sollten wieder gehen, sie werde sie nicht empfangen. Bis jetzt hatten wir uns noch nicht um die Sterbeurkunde bemüht. Matilde bat mich, sie zu beschaffen. Ich ging zum Arzt, der ihn bis zuletzt betreut hatte. Während er das aus der Klinik mitgebrachte Formular ausfüllte, bemerkte er: „Hätte Don Pablo, ehe er Botschafter in Paris wurde, auf uns gehört, wäre er noch am Leben. Für uns stand die Diagnose fest, lange bevor er in Europa behandelt wurde. Es war Zeit genug, das Übel einzudämmen, ihn mit Erfolg zu operieren.“ Ich war verwirrt. Ich versuchte mir einzureden, daß die meisten Ärzte spekulieren.

Als ich zur Behörde kam, um den Todesfall registrieren und die Beerdigung genehmigen zu lassen, war das Gebäude bereits geschlossen. Ich beschwor den Pförtner, mir zu öffnen. Die Beamtinnen hatten ihre Bücher schon zugeschlagen, aber ich erklärte ihnen die Situation. „Sie wissen, daß wir um diese Zeit keinen Publikumsverkehr mehr haben, aber...“ Die Angestellte unterbrach sich, aus Furcht, sich zu kompromittieren. Alle lebten in ständiger Angst. Die Generäle hatten diese Büros neuen Chefs unterstellt. Zwei der Frauen blickten mich bedeutsam an; wortlos schlugen sie ihre Bücher wieder auf.

Das war ihre Solidarität.

„Wo soll der Tote beerdigt werden?“

„Im Grab der Familie Don Carlos Dittborn, Calle O'Higgins Central, zwischen Limay und Los Tilos auf dem Hauptfriedhof.“ (Die Schriftstellerin Adriana Dittborn hatte Matilde ihr Familiengrab angeboten, für den Fall, daß Pablos Wunsch, in Isla Negra bestattet zu werden, nicht erfüllt werden konnte.)

Als ich zurückkam, war das verwüstete Haus voller Menschen. Viele Freunde, die seit dem 11. September verschwunden gewesen waren, hatten sich, der Gefahr nicht achtend, eingefunden.

Loyola: Unbekannte brachten Blumen und weinten um die, die nicht mit uns sein konnten. Sogar die Christdemokraten Radomiro Tomic, Flavian Levine und Máximo Pacheco waren gekommen. Mittags tauchten Vertreter der Junta auf, aber Matilde weigerte sich, sie zu empfangen. Bis sechs oder sieben Uhr abends war das Haus voller Leute, unter ihnen viele ausländische Journalisten - ein endloser Strom von Menschen, die durch eine kleine Geste die Trauer Chiles zum Ausdruck bringen wollten. Ganz offensichtlich befürchteten einige von ihnen, hier überrascht zu werden, denn sie gingen eilig wieder.

Aida: Irgendwann, es ist schwer zu sagen, in welchem Augenblick, erschien Pablos Partei. Junge Leute aus dem Verlag *Quimantú*.

„Compañera“, sagten sie, „sorgen Sie dafür, daß man keine Fotos macht, wir kommen als Ehrenabordnung, um Neruda zu huldigen.“

Sie verneigten sich vor dem Sarg, und die Journalisten respektierten ihre Bitte.

Die Ausländer, vor allem diejenigen, die hier lebten, brachten nicht nur ihr Beileid zum Ausdruck, sondern auch ihre Empörung, Und das ganz offen. Ich erinnere mich an Harald Edelstam, den schwedischen Botschafter; er klagte mit lauter Stimme den Faschismus an. „Fotografieren Sie das alles“; sagte er zu den Journalisten und zeigte dabei auf das zerstörte Heim des Dichters. „Fotos, Fotos, sie sind der überzeugendste Beweis gegen diese Barbaren.“

Aus irgendeinem Grund schätzte man die Journalisten falsch ein. Aus irgendeinem Grund sah man in ihnen allen Leute von der anderen Seite. Doch am Morgen in der Klinik war ein brasilianischer Journalist auf mich zugekommen. „Können Sie mir etwas sagen?“ fragte er mich. Ich antwortete, ich sei nur eine Freundin der Familie. „Sie“, er wies auf Matilde, „steht so sehr unter dem Schock“. Er ahnte, daß eine brasilianische Zeitung in uns mindestens Zurückhaltung auslöste. „Señora“, sagte er zu mir, „ich kenne Brasilien genau, aber was dort geschehen ist, kann man mit dem, was ich hier gesehen habe, nicht vergleichen“. Da erzählte ich ihm einige Einzelheiten.

Jemand berichtete, am Zaun seien Leute, die sich nicht hereintrauten. Kurze Zeit später wußten wir Bescheid: Am Eingang zur Calle Márquez de la Plata stand ein Bus mit Carabineros. „Wir müssen etwas tun“, sagte Matilde, „die Leute haben ein Recht darauf, Pablo zu sehen“.

Wir gingen zu Queta, der Witwe des Fotografen Antonio Quintana, und riefen im Kommissariat an. Ich hielt es für das Klügste, einen Major zu verlangen. Matilde sprach mit ihm.

„Die Leute haben Angst“, sagte sie. „Sie trauen sich nicht ins Haus. Dazu besteht kein Recht, glaube ich. Sie wollen sich von Pablo verabschieden.“

Sie bat ihn, den Bus abzukommandieren.

Der Beamte entgegnete: „Señora, es geschieht zu Ihrem und zu Señor Nerudas Schutz.“ Matilde erwiderte, Freunde und Menschen aus dem Volk wollten Pablo ein letztes Mal sehen, dazu bedürfe es keines Schutzes. Der Bus wurde abkommandiert.

Luis Alberto: Ich sah die Botschafter Mexikos und Frankreichs über Pfützen und Schlamm springen, um zum Salon zu gelangen. Viele Diplomaten nahmen diesen ungangbaren Weg, um Matilde die Anteilnahme ihrer Regierungen an dem schrecklichen Ereignis zu übermitteln: nicht nur am Tod des

großen chilenischen Dichters, sondern auch daran, in welchem unglaublichem Zustand das Trauerhaus war. Eine Gestalt zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Literaturkritiker Alone, der im *Mercurio* so entschieden das verteidigt hatte, was sich jetzt seinen Augen bot, stand wie erstarrt unter den anderen: dunkle Brille, ganz in Schwarz, ein vernichteter Mann. Am folgenden Tag auf dem Friedhof, inmitten des Tumults und der heftigen Erregung bei Ankunft des Trauerzugs, sah ich ihn noch einmal; er machte den gleichen Eindruck.

Aida: Etwas später wiederum Aufregung im Salon. Jemand meldete, Vertreter der Junta seien gekommen, um der Witwe zu kondolieren.

Matilde sagte zu mir: „Ich werde sie nicht empfangen. Bitte, rede du mit ihnen.“

Es waren Offiziere der Carabineros. Ihr Sprecher mochte vierzig sein.

Ich bat sie in das zerstörte und verwüstete Eßzimmer; hier war der Fußboden mit zerbrochenen Gegenständen und mit Glassplittern übersät.

„Wir wollten der Witwe kondolieren“, sagte der Sprecher.

„Señora Matilde“, erwiderte ich, „wird Sie nicht empfangen.“

Dem Offizier war unbehaglich zumute.

„Sie müssen uns glauben“, sagte er, „das hier haben nicht wir gemacht. Armee und Carabineros benehmen sich nicht so. Das ist Vandalismus, so etwas bringen nur Verbrecher fertig.“

Da hätte ich sie am liebsten gefragt, wer die Moneda bombardiert hat.

„Merkwürdig, daß sie nichts gestohlen haben“, sagte ich. „Erlauben Sie, daß ich es Ihnen zeige.“

Ich ließ sie sich im Eßzimmer umsehen, damit sie das Ausmaß der mutwilligen Zerstörung erkannten.

Eines war offensichtlich: Viele hatten mitgewirkt - eine genau kalkulierte Aktion zur Vernichtung eines bedeutenden Hauses.

Sie folgten mir in den Garten, wo Pablo einen Arbeitsraum gehabt hatte; hier hatte er sich ausgeruht und einen Teil seiner Lyrik geschrieben. Ein Kamin stand darin, und vor der Zerstörung gab es einen Tisch und einen Schaukelstuhl - eine für Pablo charakteristische Umgebung - sowie eine große Standuhr und den Raumschmuck, den er liebte. Ich zeigte ihnen, was davon geblieben war: Aus der sehr alten, kostbaren, mit einzigartiger Intarsienarbeit verzierten Uhr hingen Ketten und Pendel. Die Täter hatten ihre Spuren überall hinterlassen. An ein Gemälde erinnere ich mich, das Bild einer beleibten, bärtigen, betagten Dame, ein typisches altes Werk, das Pablo von einer Reise mitgebracht oder in einem Antiquitätenladen erworben hatte. Er liebte diese Dinge. Sie hatten ein Messer ins Auge gebohrt und die Leinwand mitten durchgeschnitten. Es war kaum vorstellbar, daß Verbrecher Zeit dazu hatten, auf diese Weise zu hausen.

Danach zeigte ich ihnen die aus dem Kanal gefischten Gegenstände. Sie sprachen wenig, liefen hinter mir her, sahen sich um und gingen schließlich, ziemlich betreten. Vor allem wohl deshalb, weil sie ihre Mission nicht hatten erfüllen können.

Ich hätte ihnen noch mehr gesagt, beispielsweise daß es keine Tasse mehr gab, kein Wasserglas. Und natürlich kein Licht. Wir wachten bei Kerzenschein bei dem Toten - eine traurige Wache, wie sie im Süden üblich ist.

Betten waren auch nicht da. In einer Ecke entdeckten wir ein oder zwei Matratzen; wir legten sie neben den Sarg und streckten uns - Laura, Matilde und ich - darauf aus. Ein Neffe Pablos gesellte sich zu uns, gemeinsam wachten wir die ganze Nacht. Es wurde immer kälter. Irgendwann kam angenehmer Besuch in unsere Schutzlosigkeit: die Jungs von *Quimantú*; sie brachten eine Flasche Pisco, die, ehrlich gesagt, freudig begrüßt wurde, und fragten, ob wir etwas brauchten.

Loyola: Am Montagabend gegen sechs ging ich nach Hause, holte ein paar Decken und lief zurück, um die Nacht bei Pablo zu wachen. Die Sperrstunde begann damals um acht, und einige Minuten vorher

war ich in der Calle Márquez de la Plata. Es war bereits dunkel und niemand mehr auf der Straße; doch plötzlich trat ein Typ aus dem Schatten, sagte, er sei Journalist und suche das Haus von Neruda. Er stieg mit mir die Treppe hinauf, warf jedoch nur einen Blick ins Innere und kehrte sogleich wieder um. Bestimmt ein Polizist. Zu neun wachten wir bei Pablo: Matilde, Laura Reyes, ein Ehepaar namens Cárcamo (Verwandte von Matilde), Aida Figueroa, die Frau des Justizministers Sergio Insunza, Elena Nascimento, Juanita Flores, Enriqueta de Quintana und ich. Matilde schlief ein Weilchen. Ein Wunder, daß sie sich nach so vielen durchwachten Nächten noch auf den Beinen halten konnte. Schon nach zwei Stunden stand sie wieder auf ihrem Platz neben dem toten Dichter und blickte ihn starr an, wie sie es den ganzen Tag über getan hatte.

Schweigend stellte ich mich auf die andere Seite des Sargs; da erzählte sie mir einiges aus den letzten Tagen, den letzten Monaten, von seinen Plänen, so als erinnere sie sich halblaut.

Wir sprachen lange miteinander. Wir hatten ja Zeit. Die Stunden verstrichen, und zum erstenmal begriff ich, wie tief diese Frau mit Leben und Schicksal des Dichters verwurzelt war.

Bewunderungswürdig die Festigkeit, die Erhabenheit, mit der sie in diesen schweren Stunden die stolze Fahne Nerudas aufnahm, sein Erbe, und darauf achtete, daß alles, was sie tat, in Pablos Sinne geschah, natürlich soweit es die Umstände zuließen. In den noch verbleibenden Stunden der Nacht wollte sie nicht mehr schlafen. Der Frühling hatte zwar begonnen, aber kalter Wind drang durch die zerbrochenen Scheiben. Im Zimmer herrschte eine erhabene melancholische Atmosphäre. Ich mußte an den Tod Gabriela Mistral denken: Tausende von Menschen waren Tag und Nacht an dem Sarg vorbeigezogen, um ihr die letzte Ehre zu erweisen. Ich stellte mir vor, wie der Abschied von Pablo ausgesehen hätte, wäre er unter anderen Umständen gestorben.

Aida: Ich erinnere mich an den letzten Geburtstag Pablos, am 12. Juli. Ein paar Freunde fuhren nach Isla Negra, um ihm zu gratulieren. Ich schenkte ihm einen großen mit Obst gefüllten „Llepo“, einen rustikalen geflochtenen flachen Korb. Pablo begeisterte sich an den Farben. Er war fröhlich, konnte aber nicht aufstehen.

Luis Alberto: Im März 1973 war ich mit Neruda zusammen. Anlässlich des Todes seines Freundes Picasso wollte ich ein Interview mit ihm machen. Pablo wohnte damals im Hotel *Miramar*, in Viña, da er in einem Krankenhaus von Valparaíso behandelt wurde.

Die Tür zu seinem Zimmer stand halb offen. „Komm nur rein“, rief er von drinnen. Ich brachte einen Fotografen mit. Pablo lag im Bett, einen Stuhl gab es nicht. Er bot mir einen Platz am Fußende des Bettes an.

Er hatte gerade seine unvermeidliche Siesta gehalten. Nach einer Weile kam Matilde, und danach María Martner und Doktor Velasco. Pablo stand gut gelaunt auf, schritt in diesem geräumigen Zimmer mit Blick aufs Meer auf und ab. Der Neruda, den wir kannten, war er nicht, dennoch war er glänzend aufgelegt. Er redete viel, sprach von seinen siebzig Jahren, dachte wohlwollend an Allende, den er einen aufrichtigen Förderer der Kultur nannte, und sprach davon, wie sehr ihm daran gelegen sei, sein einmal gegebenes Versprechen zu erfüllen: ein Erholungsheim zu bauen, eine Stiftung oder dergleichen für Schriftsteller, Grund und Boden hatte er bereits gekauft. Er dachte dabei an jene, die, nachdem sie nur der Literatur gelebt, im Alter nicht wußten wohin; zu ihnen hatte auch sein Freund, der Dichter Rojas Jiménez, gehört, der im Elend gestorben war. Von Picasso wußte er viel zu erzählen, Ernstes und Anekdotisches. Mit ihm verband ihn eine langjährige Freundschaft und die politische Gesinnung: Er erwähnte die Liebe des Malers zu einer Chilenin namens Larraín; diese Frau half Picasso in den ersten Jahren, als er noch wenig bekannt und finanziell nicht gesichert war. Ich habe sie gekannt, sie war sanft und freundlich; sie dachte nicht gern daran zurück. Picasso hingegen, so betonte Pablo, erwähne bei jeder Gelegenheit, wie gut und großzügig sie in jener schweren Zeit ihm gegenüber gewesen sei.

Dann wurden Tisch und Stühle geholt, und wir aßen gemeinsam. Pablo aß nicht gern allein; so viele Gäste beglückten ihn. Er war wieder der wunderbare Unterhalter und sogar ausgelassen. Nur das Gesicht, in dem das Cortison seine unlöschlichen Spuren hinterlassen hatte, verriet die schwere Krankheit.

Aida: Wir hatten Pablo in unterschiedlichsten Situationen erlebt. Von Anfang an, also seit 1948, war unsere Freundschaft so herzlich wie das Verhältnis zwischen einem Vater und seinen Kindern. Wir waren jung, zu allem bereit, unbekannt; damals hatten wir oft Compañeros bei uns, die untertauchen mußten. Es war die Zeit von González Videla. Einmal wäre ich fast gestorben vor Schreck; ich öffnete die Tür, um einen neuen Gast einzulassen, und stand Pablo Neruda und seiner Frau Delia gegenüber. Die Kontaktperson hatte mir natürlich nicht gesagt, um wen es sich handelte.

Wir wohnten damals im sechsten Stock eines Hauses in der Calle Ismael Valdés Vergara, gegenüber dem Parque Forestal, nahe der Bellas Artes.

Pablo war fest überzeugt, nicht erkannt zu werden. Er trug eine große runde Brille ohne Gläser und einen kleinen Schlapphut. Ich hatte ihn zuvor nur ein einziges Mal gesehen; ich glaube, bei einer Lesung im Alhambra-Palast; aber ich erkannte ihn sofort wieder. Delia war besser verkleidet; sie trug eine große Kapuze, die ihr Gesicht verhüllte.

Neruda trat ein, blickte sich überall um und sagte herzlich: „Was für eine hübsche Wohnung Sie haben. So freundlich!“

Ich war verwirrt. Ich fühlte eine riesige Verantwortung.

„Wir geben Ihnen unser Bett“, brachte ich endlich hervor. Worauf Pablo antwortete: „Wo steht das Bett, das Sie Ihren Gästen anbieten?“

Im Arbeitszimmer stand eine Liege, die später unsere einjährige Tochter bekommen sollte. Dort richtete er sich ein, etwas anderes wollte er nicht; auf dieser schmalen Ruhestatt schlief er mit seiner Frau. Er schrieb gerade seinen *Großen Gesang*. Wir besitzen seit damals ein Original von „Leuchte auf Erden“, dem ersten Teil des *Gesangs*. Er schrieb in die Maschine und korrigierte mit Tinte. Ein gütiger Mensch; nie gab es Schwierigkeiten. Unsere Kleine war der Mittelpunkt, sie lief umher, kletterte ihm auf die Knie, und er ließ sie gewähren. Er nahm sie in die Arme, brachte sie zum Lachen, stellte sie wieder auf ihre Beinchen und schrieb dann weiter. Er war aus Valparaíso gekommen, wo ihn eine Arbeiterfamilie versteckt hatte. Dankbar erzählte er uns von diesem Ehepaar, von ihren kleinen Mädchen, die geblühte Nylonkleidchen besaßen. „Wenn du wüßtest, wie niedlich sie ausgesehen haben!“ sagte er.

Auch in seinem Versteck stellte Pablo Ansprüche, das heißt einen: er wollte, daß ihn einige Freunde besuchen. Die Schriftstellerin Marta Jara, Mimi Hübner und Volodia kamen also in die Wohnung am Parque Forestal. Hier, nur wenige Schritte von einem Kommissariat entfernt, wo man alles darum gegeben hätte, eine Spur von dem verfolgten Dichter und Senator zu entdecken, hier konnten wir sogar einen Geburtstag von Pablo feiern. González Videla verzieh ihm das aufrüttelnde „Ich klage an“ vor dem Senat so wenig wie die Millionen von Broschüren, die danach kursierten.

Pablo war damals vierundvierzig.

Aus Gründen der Sicherheit wurde Pablo einige Male weggebracht, aber er kam stets wieder. Einmal getarnt! Seine Phantasie kannte keine Grenzen. Die Tarnung bestand in einem riesigen Bündel Unkraut. Er war auf einem Gut auf dem Lande gewesen und hatte das Unkraut auf dem Rückweg gepflückt, um sich bei der Ankunft das Gesicht mit dem gelben Bündel zu verhüllen.

Nachts las er uns vor, was er tagsüber geschrieben hatte. Wir waren sein erstes Publikum. Er bat uns um unsere Meinung. Was schlecht klang, korrigierte er.

Beim Arbeiten ließ er sich nicht nur von der Inspiration leiten. Er sammelte viel Material zu dem, was er schreiben wollte. Er las beispielsweise, so erinnere ich mich, eine O’Higgins-Biographie und Philipppis

Buch über die Vögel. Einige Monate hielt er sich bei uns auf, dann fuhr er, Kontrollstellen meidend, in einem unverdächtigen Auto, das sein Freund Solimano chauffierte, nach dem Süden, in ein abgelegenes Berggrundstück; dort warteten Freunde auf ihn, um ihn nach Argentinien zu bringen. Von Argentinien aus wandte er sich nach Europa, um über die Ereignisse in Chile zu berichten. Seit jener Zeit sind wir Freunde.

Loyola: Am Mittwoch, dem 25., morgens um neun, wiederum die traurige und schwere Pflicht, den Leichnam über das Wasser zu tragen, das im Eingang und im Erdgeschoß stand. Die ausländischen Journalisten (viele waren am Tag zuvor gekommen) waren angesichts dieser Szene sprachlos vor Entsetzen. Hier wie auch später auf dem Hauptfriedhof sah ich, daß mehrere ihrer Erregung und ihrer Tränen nicht Herr werden konnten.

Als wir endlich die Straße erreicht hatten, waren dort bereits viele Arbeiter und Studenten versammelt; die ersten Rufe waren zu hören: „Camarada Pablo Neruda!“ Und dann die Antwort im Chor: „Anwesend!“

Luis Alberto: Auf dem kurzen Weg durch die Calle Márquez de la Plata sahen wir rechts und links gräßliche Gesichter, Typen mit dunklen Brillen, unverkennbar Polizisten. Ich kann mich natürlich auch irren, denn manche trugen dunkle Brillen, um ihren Schmerz und ihre Tränen zu verbergen, oder in der Hoffnung, nicht erkannt zu werden.

Wir gingen durch die angrenzenden Gäßchen und erreichten einen kleinen Platz am Fuß des San Cristóbal. Hier wartete eine Menge Leute, um sich dem Trauerzug anzuschließen. Wir zogen weiter. Kaum zu glauben, daß in diesen Augenblicken ein Marsch durch Santiago möglich war, auch dann nicht, wenn ein bedeutender Dichter zu Grabe getragen wurde. Manchmal kam es mir eher vor wie ein Truggebilde.

Aida: Etwas war merkwürdig auf diesem Marsch. Alle blickten nach vorn. Niemand sah dem anderen ins Gesicht; ich spürte nur, daß kurz hinter mir mein zweiundzwanzigjähriger Sohn ging, wie um mich zu beschützen.

Wir merkten, daß der Zug wuchs. Eine kleine Frau stand am Rand und weinte. Sie zog ein Tuch hervor, band es sich zum Zeichen der Trauer um den Kopf und schloß sich dem Zug an.

Ich glaube, die Polizei war verwirrt; sie umkreisten uns auf seltsame Art und Weise, halb aggressiv, halb bestürzt. Sie hatten sich nicht vorstellen können, daß sich ein Demonstrationzug bilden würde.

Motorisierte Carabineros näherten sich, wollten allem Anschein nach in die Menge hineinfahren, sie entfernten sich jedoch. Aber sie kamen zurück, unschlüssig. Wir setzten unseren Marsch fort.

Plötzlich äußerste Spannung. Instinktiv preßten wir uns aneinander. Vor einem Transformatorenhaus standen „Schwarzmützen“, das Maschinengewehr schußbereit in den Händen.

Calle Purísima. Rio Mapocho, Avenida La Paz. So unmöglich es erscheinen mag, hier wurde die Internationale angestimmt. Die Internationale unter diesen Umständen! Einige Takte nur, dann erstarb der Gesang wieder, klang wieder auf, von verschiedenen Seiten, und erstarb abermals. Es ist mir wie ein Murmeln der Internationale in Erinnerung geblieben.

Jemand rezitierte mit lauter Stimme Verse von Neruda. Ich kannte ihn nicht, es war ein hinkender Compañero. Vor der Leichenhalle warteten ebenfalls viele Menschen. Der Zug wuchs beträchtlich. Anfangs waren wir nur einige Reihen gewesen, jetzt waren wir eine Masse.

Luis Alberto: Der Demonstrationzug schwoll an. Frauen mit Blumen im Arm, Studenten, sogar ein Kind an der Hand seiner Mutter.

Aus vielen Fenstern grüßte man uns still mit Taschentüchern oder mit erhobener Hand.

Kurios, aber nicht ungewöhnlich war das einen Häuserblock von uns entfernte Militärauto, das eigentlich unseren Zug anführte; die Soldaten zielten mit ihren Waffen in alle Richtungen. Zu denen, die uns zuwinkten, gehörten vor allem Hausangestellte, ein paar Greise. Das bedeutete nicht wenig. Denn wer damals auch nur etwas am Leben hing, durfte keine Sympathie zeigen, die nicht den Putsch betraf. Einige machten darum keinerlei Bewegung. Sie öffneten lediglich das Fenster und sahen mit starrem, unerforschlichem Blick auf den Trauerzug hinab. Aber es genügte. Es bedeutete nicht nur einen Rest von Mut, sondern auch die Entschlossenheit, selbst das letzte zu wagen, um dem Dichter adiós zu sagen.

Bello: Wir zogen durch die Avenida Peru. In der Nahe von Santos Dumont stiegen ein paar Menschen aus ihren Autos und schlossen sich uns an.

Nie habe ich eine von solch tiefer Trauer ergriffene Menge gesehen. In den Gesichtern spiegelte sich Verzweiflung über Pablos Tod, aber auch eine durch den Terror der Militärs hervorgerufene gespannte Wachsamkeit.

„Es lebe Pablo Neruda!“

„Es lebe die Kommunistische Partei!“

Jemand in der Mitte des Zuges hielt ein aufgeschlagenes Buch mit Nerudagedichten in den Händen. In bestimmten Abständen las er daraus vor:

„Schakale, widerwärtig für einen Schakal,
Steine, auf die die trockene Distel gespien hätte,
Vipern, die Vipern verachten würden!“

Compañero Pablo Neruda...“

„Anwesend!“

Dieser Ruf ertönte dreimal hintereinander. Niemand verbarg sich. Niemand hatte Angst. Viele antworteten „anwesend“, während ihnen die Tränen herabließen.

Luis Alberto: Es war „Spanien im Herzen“. Der Gewerkschaftsvorsitzende von *Quimantús* hatte das Buch hervorgeholt und las mit lauter Stimme. Danach rezitierten auch andere. Viele kannten diese Verse auswendig. Einige kehrten immer wieder:

„Generäle

Verräter:

Seht mein totes Haus,
seht mein zerbrochenes Spanien.“

Es hieß zwar „Spanien“, aber schmerzlich spürten wir „Chile im Herzen“. Überall tauchten die ausländischen Journalisten auf, stellten Fragen, und wir antworteten kaum, aus Furcht, sie seien getarnte Polizisten.

„Was halten Sie von der schrecklichen Brutalität?“

„Haben Sie keine Angst, auf dem Friedhof verhaftet zu werden?“ fragte ein, wie er sich vorstellte, Korrespondent des mexikanischen Fernsehens.

„Diese Gefahr gilt es zu wagen.“

Bello: Vor uns ging bleich, fast mechanisch die englische Tänzerin Joan Turner. Zwei Freundinnen stützten sie. Sie war die Witwe des Sängers und Komponisten Victor Jara; sie hatte seinen verstümmelten Körper im Leichenschauhaus identifizieren müssen. Als wir am Leichenschauhaus in der Avenida La Paz vorüberkamen, rief eine der Freundinnen: „Compañero Víctor Jara...“

„Anwesend!“

„Compañero Víctor Jara...“

„Anwesend!“

„Compañero Víctor Jara...“

„Anwesend!“

„Jetzt...“

„Und immer!“

Zu beiden Seiten des Eingangs zum Hauptfriedhof, wenn auch in einiger Entfernung, standen bewaffnete Soldaten in Panzerwagen und Jeeps Wache.

Aida: Als wir den Friedhof betraten, sangen wir, nun schon nicht mehr verhalten, die Internationale; es war in Wirklichkeit ein Schluchzen. Viele Menschen erwarteten uns. Wieder wurden Namen gerufen; vor allem der von Pablo. Irma de Almeyda kam auf mich zu und sagte: „Wir haben Allende noch nicht genannt.“ In diesem Augenblick marschierten wir durch die Eingangshalle. Mit aller mir verbleibender Kraft schrie ich in die Kuppel hinauf: „Salvador Allende...“ Und der Chor antwortete: „Anwesend!“ Einen Notar aus dem Süden hörte ich ganz in meiner Nähe sagen: „Die Kommunisten werden niemals klug.“ Ich sah Alone, heftig bewegt, und den Rektor der Universidad Católica, Fernando Castillo Velasco, weinend. Plötzlich ertönte laut die Stimme von Chela Alvarez.

Luis Alberto: Der Himmel war verhangen, aber man ahnte die Sonne. Frühlingsanfang. Für uns vor allem aber ein Trauertag, schmerzlicher und quälender als viele, die wir bis dahin erlebt hatten. Der Zug näherte sich der Rotunde, wo uns eine Menschenmenge erwartete. Ich erinnere mich an den ehemaligen Präsidentschaftskandidaten Radomiro Tomic, den Rivalen Allendes. Eine schwere Last schien auf seinen Schultern zu liegen. Es hieß, einer seiner Söhne sei verhaftet worden. Die Stadt war voll von solchem Gemunkel. Und abermals sah ich Alone, mit seiner dunklen Brille, verloren, mehr denn je wie erstarrt. Ein Feind von Pablo und seltsamerweise zugleich sein Bewunderer. Er schrieb und schreibt weiterhin, von Antikommunismus durchdrungen; aber an jenem Morgen war er anwesend. Freunde - der Schriftsteller Diego Muñoz und der Herausgeber literarischer Zeitschriften Enrique Bello, der 1950, als es in Chile sogar verboten war, den Namen des Dichters auszusprechen, die ersten Gedichte des im Exil lebenden Pablo in *Pro Arte* veröffentlichte. Ich sah neben Matilde den Botschafter Mexikos, Martínez Corbalá, der ihr auf ausdrückliche Anweisung des Präsidenten Echeverría jegliche Unterstützung zugesichert hatte.

Loyola: Ich war etwas zurückgeblieben, und als ich mich in der Avenida La Paz wieder einreichte, erstarrte ich vor Entsetzen, das muß ich zugeben: Ausnahmslos alle sangen immer lauter und mit erhobener Faust die Internationale. Die Menschen, die nie daran gedacht hatten, Kommunist zu werden, schlicht und einfach Schriftsteller oder Freunde von Pablo, spürten vielleicht, daß sie ihre Empfindungen nicht besser ausdrücken konnten als durch ebendiese erhobene Faust und diese Hymne. Die Soldaten nahmen auf dem Platz vor dem Friedhof Aufstellung. Jeden Augenblick, so dachte ich, mußten die Maschinengewehre abgefeuert werden; da schrie eine gewaltige Stimme: „Compañero Pablo Neruda!“, und alle antworteten: „Anwesend!“ Zwei- oder dreimal wurde der Ruf wiederholt, die Antwort erklang immer machtvoller. Plötzlich der Ruf: „Compañero Viotor Jara!“ Unsere Stimme wollte uns nicht gehorchen, es war das erste Mal, daß Victors Name öffentlich genannt und damit seine Ermordung angeklagt wurde. „Anwesend!“ antworteten wir, so gut wir es vermochten. Stille breitete sich aus, als wollte man Atem, schöpfen, doch dann rief die Stimme kraftvoll: „Compañero Salvador Allende!“ und betonte dabei das „Allende“ auf besondere Art. Die Antwort kam wie ein dumpfer Aufschrei, gebrochen, rauh durch die innere Erregung, durch die Gewalt, durch das heiße Verlangen, in alle Welt hinauszuschreien: „Anwesend!“ Ich glaube, in diesem Augenblick verspürte niemand mehr Angst; es gab kein Zurück. Lieber mit erhobener Faust und die

Internationale auf den Lippen sterben. Aus vollem Halse singend und mit Tränen in den Augen zogen wir in den Hauptfriedhof ein. Vielleicht verdanken wir der Anwesenheit der vielen ausländischen Journalisten unser Leben.

Bello: Bei der Beerdigung des ermordeten Präsidenten der Republik auf dem Friedhof von Viña del Mal waren nur die Ehefrau und die beiden Töchter zugegen. Niemand von uns hatte gewußt, wohin er gebracht werden würde. Aber in diesem Augenblick war Allende auferstanden in dem laut hallenden Schrei der Menge, die, wie in stiller Abmachung, die Nationalhymne anstimmte.

Luis Alberto: Drinnen kam der Zug zum Stehen. Es war noch Zeit bis zum eigentlichen Trauerakt. Die Menschen gaben jetzt ihren Gefühlen ganz offen Ausdruck. Einige bekannte Persönlichkeiten, die Pablos politische Ansichten nicht teilten, es aber als notwendig erachteten, ihm die letzte Ehre zu erweisen, blickten verstohlen, vorsichtig, als wollten sie ihren Augen nicht trauen. Sprechchöre waren zu hören und wieder Gesang.

Wir setzten unseren Marsch fort, zwischen Bäumen und Grabsteinen hindurch. Wieder und wieder erklang die Internationale.

Inmitten der Menschenmenge stieß ich auf Professor Alejandro Lipschutz. Er fühlte sich müde und stützte sich auf meinen Arm. Wir gingen langsam nebeneinander her. „Gestern abend hatte ich überraschend Besuch“, sagte er. Professor Lipschutz, die ehrwürdigste Gestalt der chilenischen Wissenschaft, ist weit über die Grenzen unseres Landes bekannt.

„Compañero“, sagte er zu mir, „die Leute können sich nicht ewig halten“. Er sprach mit einer Art, müder Klarsicht. „Ich habe viel erlebt. In Europa hat der Faschismus ebenso gewütet, und sein Ende kennen wir ja.“

Sein Gesicht war aschfahl, so hatte ich ihn nie gesehen. Er wirkte ruhig, aber man ahnte die Last auf seinen Schultern. Pablos Tod hatte ihn hart getroffen. Beider Verhältnis hatte auf gegenseitiger Bewunderung, Verehrung und herzlicher Zuneigung beruht.

Loyola: Auf dem Friedhof geschah etwas Seltsames. Je näher der Zug dem Grab kam, um so rascher schritt er voran. Ein bescheidener Zug, sagen wir provinzhaf, ungeordnet, ein richtiger Volkszug. Selbstverständlich kümmerte es keinen, ob er feierlich war oder nicht. Alle wollten während der Zeremonie dem Grab so nahe wie möglich sein und beschleunigten darum ihren Schritt. Plötzlich sah ich, wie Matilde, wie der ganze Zug zu rennen begann. Auch die Sargträger liefen schneller, getrieben von der Eile der Menschen an ihrer Seite.

Luis Alberto: Reden wurden gehalten. Von unserem Platz aus verstanden wir nur wenig. Jemand las aus dem *Großen Gesang*; ein anderer verglich die gigantische Gestalt Nerudas mit dem Meer und der Erde Chiles. Ein junger Arbeiter las ein Gedicht, das er sicherlich in der Nacht zuvor geschrieben hatte. Sie alle versuchten auf ihre Weise, in vagen Anspielungen, überraschenden Metaphern das auszudrücken, was sie am liebsten hinausgeschrien hätten, unter den Umständen aber nicht öffentlich aussprechen durften, und sei es mit schlichten Worten.

Gegenüber dieser kleinen Trauergemeinde stand ein großes Mausoleum, auf dessen Dach sich zehn oder fünfzehn Fotografen aufgebaut hatten, eine elektronische Batterie, in der sich - dieser Gedanke verfolgte uns hartnäckig - irgendwo das magische Auge des Polizeispitzels befinden mußte.

Der Sarg wurde im Mausoleum abgestellt und über und über mit Blumen bedeckt; dann gingen die Menschen wieder hinaus.

Es wurde gemunkelt und gewarnt. „Draußen gibt es Verhaftungen.“ – „Geh hinter mir, Compañero.“ Eine Stimme gab den Rat: „Wir müssen so schnell wie möglich hinaus, auf keinen Fall am

Tor stehenbleiben.“ Die ausländischen Journalisten schlugen vor, die Vorhut zu bilden, um die Lage zu erkunden. Spontan formierten sich unauffällig ein paar Menschen und liefen, wenige Schritte entfernt, als Schutz hinter denen, die sich der Gefahr aussetzten. Jenseits der Rotunde stand ein Fahrzeug, die Militärs blickten reglos wie Wachsoldaten auf den Menschenstrom.

Loyola: Das Schicksal wollte es, daß Neruda im Tode der Erde so nahe und dem Pomp so fern war, als wäre er noch immer der einsame Dichter aus dem äußersten Süden. Aber weder Schicksal noch Zufall war es, was dem Tod Nerudas Symbolkraft verlieh. Er war schlicht und einfach ein Mensch, ein Dichter, der aus seinem arbeitsreichen kampferfüllten Leben herausgerissen worden war. Sein Tod ist gleichsam die Stimme all jener, die ihre Empörung nicht in die Welt hinausschreien konnten, ihre feste Entschlossenheit, den Kampf fortzusetzen, nicht aufzugeben. Es ist ganz natürlich, daß, als er starb und dann der Erde zurückgegeben wurde, seine Freunde bei ihm waren und Menschen aus jenem namenlosen Volk, aus dem er selber hervorgegangen ist, das ihm Quelle war und dem er letztlich sein Werk und das Beste seines Lebens gewidmet hat.

Sergio Villegas, Sinn und Form, Heft 6, November/Dezember 1978
Aus dem chilenischen Spanisch von Christel Dobenecker